

Ein Wunsch an den Heimatschutz

Autor(en): **Müller, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Wunsch an den Heimatschutz.

Vielleicht ist es notwendig, daß man in einer Landgemeinde oder in einem Dorf weit in den Bergen lebt, im Muottatal oder am Heinzenberg, um diesen Wunsch zu verstehen. Er betrifft eine Veranstaltung im großen, wie sie die „Schweiz“ schon seit Jahren in ihren Festen mit Glück im kleinen durchgeführt hat, eine Wanderausstellung für Heimatschutz. In den Zeitungen entspinnt sich dann und wann ein grimziger Streit, ob diese oder jene Baumgruppe in Luzern oder Zürich zum Umhauen verurteilt werden dürfe oder als Zierde des Landschaftsbildes ein Vorzugsrecht auf Fortbestand hätte. Man kann annehmen, daß, wenigstens in den Städten, der Heimatschutz keine unbekannte Sache mehr ist und daß er, wo er unzweifelhaft im Rechte, hier fast überall auch zu seinem Rechte kommt. Das verhält sich nun ganz anders auf dem Land. Man weiß da wohl auch von Heimatschutz; aber er bleibt ein bloßer Begriff. Hier fällt es niemand ein, über Entfernen oder Umhauen einer Baumgruppe — ausgenommen vielleicht eine alte Burgruine oder die Linde auf dem Dorfplatz — zu streiten; selbstverständlich geht man über die Forderungen des Heimatschutzes hinweg, nicht aus Verachtung gegen diesen, sondern aus dem einfachen Grund, weil man sich auf das Erfassen eines schönen Bildes noch nicht entfernt so gut versteht wie auf die rollenden Fränklein aus einem vorteilhaften Holzverkauf. Es ist ein Jammer, wie an Straßen und Häusern alles, was noch Traulichkeit und Gemütlichkeit atmet, mit dem nüchternen Lineal berichtigt werden muß, ein Jammer, mit was für einem Hochgefühl die Bürger, sich ihrer Eigenart als einer Rückständigkeit gegen die vornehmen Städte schämend, es als die größte Errungenschaft begrüßen, wenn wieder ein sehr altes und sehr merkwürdiges „Tätschüttli“ einem neuen Strazenzug zum Opfer fällt. Vielleicht hat ein Baukünstler in einem nahen Fremdenort einige hübsche Landhäuser hingestellt, und vielleicht geht von hier auch in die Umgebung langsam, langsam, ein schwaches Licht aus, daß die Schönheit

nicht lediglich in plattester Nüchternheit besteht. Und doch sieht es immer noch trostlos aus. Immer noch, wo ein Wohnhaus, ein Viehstall oder Schopf gebaut werden muß, diese entsetzlichen Risten, frech, dumm, herzlos und derb! Unsere ländlichen Baumeister haben Vorzügliches geleistet, solange sie sich an eine einzige Bauart hielten und sich für diese auch der richtige Geschmack von einem Geschlecht zum andern forterben und stetig fortbilden konnte. Seither haben sich die Baumeister in der Bauweise auf eigene Füße stellen gelernt; aber verstand man nun, seinen Plan zu entwerfen, so war es etwas ganz anderes, ihn auch mit Geschmack zu entwerfen. Man mußte erleben, was Einbildungskraft ohne Geschmack ist, und die gewerblichen Fortbildungsschulen, die das eine förderten, ohne auch im andern Schritt zu halten, tragen nicht die kleinste Schuld an dieser Verwilderung. Beinahe ist man versucht, an eine bewußte Absicht zu glauben, die reizvolle Schönheit unserer Dorfbilder durch eine ebenso scheußliche Häßlichkeit zu verdrängen, und man erschrickt vor dem Gedanken, daß dieses Ziel tatsächlich wird erreicht werden, wenn die Verunstaltung in gleicher Weise wie bisher weitergeht, und daß sozusagen jeder Tag, den man verstreichen läßt, ohne gegen diese traurige Entwicklung einzuschreiten, unwiderruflich auch wieder ein Schritt diesem Ziele näher ist. Mit trüber Behmut schaut man zu ihnen auf, zu den braunen Hütten, deren Tage nach dem Willen einer trostlos nüchternen Zeit gezählt sein sollen, verachtet und doch so schön und wunderlieb, wie sie von allen Hängen mit hellen Fenstern in die Morgen-sonne hinauslachen oder wie sie sich furchtsam ducken, wenn Sturm und Wetter über ihnen brüllen. Wie traulich schmiegen sie sich dem Hügel, dem Hang oder der Mulde an, auf die der alte Bauer sie hingestellt! Wie zärtlich umfassen die Dächer Stall und Haus! Was für ein Reiz in diesen Fenstern und Fensterchen, zu freundlichen Gruppen zusammengefaßt, mit den zierlichsten Rahmen gegliedert! Und in der Stube drin, da scheint mindestens ein Muthesius die fluge Anord-

nung der Fenster getroffen zu haben. Nur zwischen ihren zwei großen Reihen in der äußern Ecke ein ahnungsvoll unbeleuchteter Winkel, sonst strömt das Licht von zwei Seiten in vollen Wogen durch den ganzen Raum, und das geblünte Geschirr glänzt auf im Sonnenstrahl, der beim Frühstück, vom traulichen Kreise angezogen, als liebenswürdiger Gast mithalten will. Dabei die Lichtquellen doch wieder so nahe wie möglich zusammengefaßt, nichts von der Unruhe einer zerstreuten Beleuchtung. Die Wände nicht ungeschickt durch Fensterhöhlen zerteilt, daß der Tisch oder das Sofa für diese Ecke zu groß ist, für jene zu klein. Wieviel angenehmer ist es doch: man sitzt auf der langen Bank am großen Tisch, liest eine Zeitung oder klopft einen Faß, und man braucht bloß den Kopf zu drehen und sieht durch die Scheiben hinaus, in den Chriesibluess, in dem golden ein Maientag säuselt, oder in die dampfende Weite der Felder mit ihrem Gewimmel von unzählbaren pflügenden, häßenden und säenden Gestalten!

Es ist nicht genug, wenn man es auch einmal auf dem Lande zustande bringt, daß ein altes Gebäude erhalten bleibt oder daß man statt einer nüchternen eisernen eine steinerne Gewölbebrücke baut; das wenige Erreichte wird verschwinden gegen hundert und hundert andere Fälle, die keinen andern Trost gestatten als hinterher das bitterste Bedauern. Darum gibt es nur diesen einen Ausweg: man gestalte den ganzen falschen Geschmack und die Anschauungsweise des Volkes um. Das Mittel hiezu besteht in einer Wanderausstellung für Heimatschutz. Man kann es bei Lichtbildervorträgen beobachten: es ist nicht der Sinn für landschaftliche Schönheit, was unserm Volke fehlt, es ist vielmehr bloß die richtige Anleitung, was ihm für diese seine Anlage fehlt; ein Dorfplatz, ein altes Gemäuer, ein Horn oder eine Linde am Bergweg werden plötzlich in ihrer Schönheit begriffen, sobald sie nur einmal als Bild auf der Leinwand erscheinen. Und es regt sich regelmäßig der Wunsch, das Geschaute in seiner Schönheit zu erhalten. Aber das Sehen bleibt noch gebunden; man empfindet die Schönheit auf der Leinwand, versteht sie aber

draußen in den Gassen und in Feld und Wald noch nicht selber zu finden. Es handelt sich mithin darum, das Auge durch gute Bilder in einer Weise zu bilden, bis es ihm möglich wird, auch unabhängig vom Bild das Schöne zu finden und mit einiger Übung immer schärfer und leichter zu finden. Ich kann mir für diesen Zweck kein besseres Vorbild denken als die Kulturarbeiten von Schulze-Naumburg. Was diese Bücher mit der schneidenden Kraft ihrer Beispiele und Gegenbeispiele unter den Gebildeten bewirkten, das kann auch im Volk nicht ganz ausbleiben, die Klärung des Auges und die gründliche Umwandlung und die Abkehr von einem verdorbenen Geschmack. Beispiele und Gegenbeispiele von gleicher Schärfe, nur mehr schweizerischer Art, immer mit deutlichen Hinweisen auf das Entscheidende, müssen in unsere Städtchen und Dörfer hinaus! Nicht in der teuern Form von Büchern, sondern als Wanderausstellung, die von einer Ortschaft in die nächste geht und nach zwei, drei Jahren mit einem neuen Wechsel von Bildern wiederkehrt und ihr begonnenes Werk weiter und weiter fortsetzt. Ein ähnliches Unternehmen besteht schon seit Jahren in der Wanderausstellung gegen den Alkoholismus. Längere oder kürzere, auf Tafeln gemalte Säulen bedeuten die Lebensdauer der Enthaltamen einerseits, der Mäßigen andererseits. Ein kleiner Friedhof ist auf einem Tisch zur Schau gestellt: eine Menge Kreuzlein auf der einen Seite veranschaulicht die Zahl verstorbener Trinkerinder, die kleine Anzahl von Kreuzlein auf der andern Seite die verstorbenen Kinder von Mäßigen. Nichts könnte einfacher sein in seinen Mitteln und nichts zugleich nachhaltiger in seinem Eindruck. Die Ausstellung arbeitet mit bedeutendem Erfolg, und allein durch Unterstützungen und den Verkauf von Schriften bringt sie statt des erwarteten Ausfalls oft sogar einen ansehnlichen Gewinn. Es ist nicht einzusehen, weshalb eine schweizerische Wanderausstellung für Heimatschutz, die doch auf die kräftigste Unterstützung von Behörden und Verkehrsvereinen zählen dürfte, sich nicht auf eine ähnliche, nützliche Weise durchführen ließe.

Jof. Müller, Melb.